

The book cover features a close-up, painterly portrait of a woman with dark, wavy hair and closed eyes. She is wearing a red garment and a pearl necklace. The background is a textured, abstract pattern of red and green lines. The publisher's logo 'kanon' is in the top right, and a small white silhouette of a person is on the right side of the woman's head.

kanon

**SPIEGEL
Bestseller-
Autor**

**TOM
SALLER**

ICH BIN ANNA

ROMAN



**TOM
SALLER**

ICH BIN ANNA

ROMAN

kanon verlag

Mit freundlicher Genehmigung der Verlage S. Fischer und
Böhlau für die Verwendung der beiden Zitate auf S. 7.

ISBN 978-3-98568-103-7

1. Auflage 2024

© Kanon Verlag Berlin GmbH, 2024

Umschlaggestaltung: ZeroMedia

Gemälde: © Estate of Herbert James Gunn

Einband: FinePic®, München

Bild: © 2021 Prachaya Roekdeethaweesab/Shutterstock

Herstellung: Daniel Klotz/Die Lettertypen

Satz: Marco Stölk

Druck und Bindung: Pustet, Regensburg

Printed in Germany

www.kanon-verlag.de

Tom Saller
Ich bin Anna

Aber es ist Ihnen doch nicht verborgen geblieben, dass das Schicksal mir zur Entschädigung für manches Versagte den Besitz einer Tochter gewährt hat, die unter tragischen Verhältnissen hinter einer Antigone nicht zurückgestanden wäre.

Freud/Zweig, *Briefwechsel*

*Härter als den Fuß die Schuh umfingen
Drückten Ängste, Zwang und Trotz dein Sinnen.
Fühllos, abgestoßen von den Dingen
Kehrtest deine Sehnsucht du nach innen.*

Anna Freud, *Träume*

PROLOG

20 Maresfield Gardens,
London, NW3 5SX
Juli 1980

Der Brief ist heute Morgen mit der Post gekommen, der Umschlag mit einer bundesdeutschen Marke versehen. Das Kuvert trägt einen schwarzen Rand.

Niemand erhält gern ein solches Schreiben, immer kündigt es von Schmerz und Verlust. In meinem Alter aber steht es für mehr, sind es Weggefährten, Zeugen des eigenen Lebens, von denen es nur noch wenige gibt, die dahingehen, eine Lücke reißen, eine Leerstelle hinterlassen. Jenen Menschen habe ich etwas bedeutet, umgekehrt sie mir. Ihr Tod stanzt ein Loch in mein Dasein, ein weiteres, und wieder bleibe ich etwas bedeutungsärmer im Hier und Jetzt zurück.

Mit vierundachtzig Jahren fühlt man sich bisweilen wie ein Sieb. Ein Sieb, in das immer seltener etwas hineingegeben wird, und in dem das Bisschen, ohne groß Spuren zu hinterlassen, verrinnt.

Paula hat den Brief gebracht und mit der restlichen Post auf den Schreibtisch gelegt. So, wie sie es schon immer getan hat, bereits damals in der Berggasse.

»Überarbeiten sich's net«, sagte sie.

Nein, keine Sorge, Paula, das Risiko besteht nicht. Nicht mehr. Die Arbeit ist getan, hat mein Leben bestimmt, ist mein Leben gewesen – getreu dem Vorbild Vaters.

In Wien, in der Berggasse, war es vor allem seine Post, die, verlässlich wie ein Taubenschwarm, der in den Schlag zurückkehrt, ins Haus geflattert kam: Schreiben von Kollegen, Patienten, Bewunderern, aber auch Kritikern seiner Arbeit. Sein Werk, seine Ideen, seine Persönlichkeit, ließen kaum jemanden kalt, am allerwenigsten mich. So verwundert es nicht, dass ich, wie so oft, in Gedanken bei ihm weile. Doch vielleicht sollte es das: mich wundern, sogar mit Sorge erfüllen,

denn Vater ist seit mehr als vierzig Jahren tot. Sieht so eine gelungene Autonomiebewegung aus?

Vor der Terrassentür erstreckt sich unser wunderschöner englischer Garten, Dorothys und meiner. Zum ersten Mal, nach all den Jahren, versorge ich ihn allein. Trauer ist ein lächerliches Gefühl: stets unzulänglich, niemals angemessen, zu keinem Zeitpunkt genug.

Hortensien, Dahlien, Begonien. Rittersporn, Mohn, Jasmin. In verschwenderischer Fülle erstrahlen ihre Farben im Sonnenlicht. Hier hat Vater den Großteil seines letzten Sommers und die sich daran anschließenden, immer kürzer werdenden Tage verbracht. Auf einem *Deckchair* auf dem kurzgeschorenen Rasen, in eine Decke gehüllt, den Strohhut auf dem Kopf, sah er dem Fallen der Blätter zu. Natürlich trug er den unvermeidlichen Anzug – Vater war nur selten wirklich privat.

Etwas fehlt in jenem Bild, Lün Yu, seine geliebte Hündin. Am Ende vermochte sie den Geruch des Todes nicht mehr zu ertragen, hat sich abgewandt von ihm, ihrem Herrn und Meister. Sind Tiere doch nicht die besseren Menschen? Oder ist es vielmehr Ausdruck des konsequenten Gegenteils? »Zuneigung ohne Ambivalenz«, wie Vater zu sagen pflegte. Ein Leben lang habe ich davon geträumt.

Zufall oder auch nicht, das weiße Kuvert mit dem schwarzen Rand liegt zuoberst auf dem Stapel. Ich beuge mich vor, nehme es hoch und studiere den Absender. Es geschieht ohne mein Dazutun, eine Art kosmisches Stolpern. Unversehens wandeln sich Jahre in Minuten, werden Monate zu Sekunden, schrumpfen Tage auf die Dauer eines Wimpernschlags zusammen. Als Tochter eines Mediziners vermag ich mit hoher Wahrscheinlichkeit auszuschließen, dass plötzlich mein Herz versagt – wenigstens nicht akut, in diesem

Moment –, gleichwohl fühle ich den Tod und den Mann, der dafür steht, so nah, als wäre es gestern gewesen. Mit steifen Fingern reiße ich den Briefumschlag auf.

Eine einzelne Karte, fester Karton, der kursiv gedruckte Name seltsam vertraut und fremd zugleich. Seine Lebensdauer scheinbar zufällig, einem göttlichen Zahlendreher geschuldet: (1890) – (1980). Die identische schwarze Rahmung wie auf dem Umschlag; ein dünnes Kreuz und ein Sinnspruch. *Und die Wahrheit wird Euch frei machen*, Johannes 8,32.

Weshalb erhalte ich diese Traueranzeige?

Hat er es so verfügt? Handelt es sich um eine Botschaft, posthum? Falls ja, welchen Inhalts? Kein Kommentar, keine Bemerkung – ich drehe die Karte um –, auch auf der Rückseite nicht. Was soll das Ganze, nach all den Jahren? Eine späte Anerkennung: Du hast gewonnen, mich überlebt? Sicher ein zweifelhaftes Ansinnen, das weitere Fragen nach sich zöge, weil – wir haben gewiss nicht miteinander gespielt. Oder doch?

Möglicherweise aber will er mich auch wissen lassen, dass er stets im Bild war, wo er mich finden konnte, wie damals jederzeit hätte Zugriff ausüben können. Ein mächtiger Mann.

Aber warum? Längst habe ich ihm nicht mehr zu schaden vermocht, in seiner neuen Position, einflussreich und unangreifbar, und später, im Ruhestand, als graue Eminenz, schon gar nicht.

Sollte er mich tatsächlich im Auge behalten haben, ist es umgekehrt genauso gewesen. Wenn auch unfreiwillig, habe ich seinen Weg verfolgt. Es ließ sich nicht vermeiden, beobachtete man auch nur einigermaßen aufmerksam die Entwicklung der jungen Bundesrepublik nach dem Krieg, die Zusammensetzung ihrer politischen und wirtschaftlichen

Akteure. Wie hatte es der erste deutsche Bundeskanzler in seiner unnachahmlichen Art formuliert? »Man schüttet kein dreckiges Wasser aus, wenn man kein reines hat.«

Doch auch wenn es nahezu dieselben Männer wie 1933 waren, hatte sich eines verändert: Es kostete einen im Deutschland nach dem tausendjährigen Grauen nicht mehr automatisch die Karriere, bei einem jüdischen Seelendoktor in Behandlung, in Beziehung zu seiner nicht minder jüdischen Tochter gestanden und vorher und nachher vorübergehend den Kopf verloren zu haben.

In der Tat gibt es erstaunliche Wege, in einen seelischen Ausnahmezustand zu geraten.

Allerdings – was ist, wenn dem Versand der Todesanzeige gar kein Kalkül zu Grunde liegt, es sich bloß um einen jener unwahrscheinlichen Zufälle handelt, die das Leben ironischerweise für uns vorhält? Womöglich haben die Hinterbliebenen einfach sein Adressbuch abgearbeitet und schlicht jedem Eintrag eine Trauerkarte zukommen lassen. Dennoch bleibt die Frage: Weshalb stehe ich überhaupt dort drin? Ganz bestimmt haben wir keine Brieffreundschaft unterhalten – nicht mehr.

Unwillkürlich höre ich Vaters Stimme, die sagt, unser Tun und Handeln lasse sich häufig auf unvollständig unterdrücktes psychisches Material zurückführen, vom Bewusstsein abgedrängt, aber nicht jeder Fähigkeit, sich zu äußern, beraubt. Ist der Mann, dessen Name auf der Karte steht, ungewollt ein Beweis für diese Theorie?

Vater, der über einen gesunden Sinn für Ironie verfügte, wäre von der Anzeige, besser gesagt, von dem Bibelzitat darauf, durchaus angetan gewesen. *Und die Wahrheit wird Euch frei machen.* Lässt sich das Prinzip der Psychoanalyse besser zusammenfassen?

Für einen Moment sehe ich sein amüsiertes Lächeln vor mir, höre seine ruhige Stimme. Ich rieche den Zigarrenrauch an seinem Anzug sowie den Duft seines Bartöls. Jeden Morgen an jedem Tag ging er zum Barbier. Wie oft habe ich als Kind, aber auch später, als erwachsene Frau, versucht, ihm einen Kuss auf die wohlriechende Wange zu drücken, und wie oft hat er sich abgewandt ob dieses vermeintlichen »Schmarrns«?

»Lass das, Annerl«, sagte er, »wir bedürfen keiner Gefühlsduseleien. Es reicht, wenn sich unsere Patienten damit herumplagen.«

Ich beuge mich hinab, öffne die mittlere Schublade in der linken Schreibtischhälfte. Da ist es, der tiefrote Leinen- einband vom häufigen Benutzen abgegriffen. Ich hole es hervor, lege es auf die Schreibtischunterlage, ohne es aufzuschlagen.

Schon immer habe ich geschrieben, bereits als junges Mädchen. Behutsam tastend, sorgsam suchend, in der Hoffnung, einen Pfad in das unbekannte Land zu finden, das Vater als »das Unbewusste« bezeichnete. Jenes vermeintlich innere Ausland, in dem gleichwohl das Eigene entsteht und dessen Vermessung er sein gesamtes Arzt- und Forscherleben gewidmet hat. Ich habe Gedichte verfasst, »schöne Geschichten«, wie ich sie für mich nannte. Einmal habe ich mich sogar an einem Roman versucht, immer im Bemühen, den Schritt vom »äußeren Du zum inneren Ich« zu vollziehen, wie es heißt. Am gründlichsten aber bin ich als Journalschreiberin gewesen, wobei Journal im ursprünglichen Sinn gemeint ist, als Sammlung thematisch verbundener Einfälle.

Das Thema?

Ich.

Ich und meine »Gefühlsduseleien«.

In unbewusster Vorwegnahme nutzte ich die Mittel der Psychoanalyse, arbeitete frei, assoziativ. Nicht jeden Tag brachte ich etwas zu Papier, nur dann, wenn mich Gefühle und Gedanken unbestimmter Art beunruhigten, in meinem Bauch und meinem Kopf kreisten. Ich sie zu fassen, zu erfassen, in Worte zu fassen versuchte, um sie so zu ordnen und zu verstehen.

Es existiert nur dieses eine, einzige Journal. Aber es genügt, erfüllt seinen Zweck, ist eine Art Beethoven'sches Konversationsheft, in dem ich – anders als das ertaubte Genie – *meine* Worte, *meinen* Anteil des Dialogs, den ich mit Vater geführt, verschriftlicht habe. Damals, als ich mich im Übergang befand: vom Mädchen zur Frau, von der Lehrerin zur Analytikerin, von der Ahnenden zur Wissenden. Meine Aufzeichnungen haben mir das Leben gerettet – nicht zuletzt in Bezug auf ihn, den Mann, von dessen Tod ich heute erfahren habe.

Erneut beuge ich mich hinunter, diesmal zur rechten, zu Vaters Seite, ziehe eine andere Schublade auf und hole eine weitere Kladde hervor, mit Ausnahme der Farbe des Einbandes identisch mit der ersten. Dieser Band ist dunkelblau, wirkt nahezu jungfräulich, er stellt Vaters Hälfte unseres Gedankenaustausches dar. Ich lege ihn neben den anderen.

Tiefrot. Dunkelblau.

Stets habe ich sie als Zeichen verstanden, als Symbol für Jung und Alt, für Frage und Antwort. Für das Suchende und das Erklärende, das Unvollständige und das Vollständige, als Sinnbild für Frau und Mann. Sie gehören zusammen wie Yin und Yang. Auch wenn ich des Chinesischen weder in Schrift noch Sprache mächtig bin, habe ich mir sagen lassen, die Zeichen bedeuten *Südufer des Flusses* und *Nordhang*

eines Berges. Ich hege nicht den geringsten Zweifel, wofür Vater und ich stehen.

Während ich die beiden Hefte betrachte, erklingen vor meinem inneren Ohr unsere Stimmen, abwechselnd, im Zwiegespräch. Erstehen vor meinem inneren Auge – dem Auge meiner Erinnerungen – Geschehnisse, Szenen, Ereignisse wieder auf. Ich muss die Hefte nicht öffnen, kenne sie auswendig, habe mir die Worte unzählige Male vorgesagt.

Mit Beginn meiner Analytikerinnentätigkeit hörte ich auf, Gedichte zu schreiben. Alles hat seinen Preis. Unsere Gespräche beendete ich nie – gedanklich jedenfalls nicht.

Warum?

In Vaters Gegenwart ist man klüger, konzentriert sich besser, wählt seine Worte mit mehr Bedacht. Darum habe ich in steter Wiederholung den Blick zurückgewandt, mir das mit ihm gemeinsam Erlebte, das mit ihm Besprochene wieder und wieder ins Gedächtnis gerufen und gleichzeitig neu erfunden. Ein Akt der Vergewisserung. Der Anpassung. Der ständigen Erneuerung. Mein Weg, mit Vater in Kontakt zu bleiben, über das Diesseits hinaus, und so ist unsere Verbindung stärker als unsere Trennung.

Doch während ich unseren Stimmen lausche, wird ein Missklang laut, drängt sich ein fremder Ton zwischen uns: die Stimme des Mannes, von der ich gehofft hatte, sie nie wieder hören zu müssen.

Nachdenklich betrachte ich die Karte. Eine Traueranzeige, gewiss, aber zu viel der Ehr, Anzeige muss reichen, es wäre sicher unpassend zu trauern. Um ihn, *Thanatos*, den Tod, der mir vor so vielen Jahren gewaltsam die Lippen verschloss, ein Redeverbot aufzwang im Hinblick auf die eigene Geschichte. Aber jetzt ist er tot, seine Macht erloschen. Endgültig.

Kann der Tod sterben?

In der Tat, ich habe gewonnen, durchgehalten, lebe, bin frei, frei zu sprechen, und so breche ich mein Schweigen. Mein Schweigen über den Mann, den ich einst gefürchtet habe wie keinen anderen und dem ich gleichzeitig zu Dank verpflichtet bin wie niemand sonst. Die Art Dank, den man jemandem schuldet, der einem das Dach über dem Kopf angezündet und das Feuer erst im letzten Moment wieder gelöscht hat.

Im Unterschied zu mir interessierte Vater sich nie für Musik. »Etwas sträubt sich in mir dagegen, von etwas ergriffen zu sein, ohne zu wissen, was mich ergreift«, sagte er. Und dennoch, fugengleich, begleiten mich seine Worte wie eine zweite Stimme.

ERSTER TEIL

Wien
1917/1918

1

Wir waren pünktlich. Überpünktlich. Um genau zu sein, waren wir fünf Minuten vor der Zeit.

»Ich hole mir ein Glas Milch«, sagte ich.

»Wir haben Krieg. Es gibt keine Milch«, entgegnete Mutter.

»Aber ich habe vorhin welche in der Küche gesehen.«

»Die ist für die Melange deines Vaters, nicht für dich.«

Tante Minna tätschelte mir die Hand. »Sei nicht traurig, Annerl, es kommen wieder bessere Zeiten.«

Sie war Mutters jüngere Schwester, gleichzeitig deren mol-
ligere und freundlichere Ausgabe. Nach meiner Geburt, vor
mehr als zwanzig Jahren, war sie zu uns gezogen, um Mut-
ter bei der Versorgung ihrer Kinder zu unterstützen, und ge-
blieben. Ich lächelte ihr zu. *Bessere Zeiten*. Natürlich. Aber
wann, und für wen?

Wir warteten auf Papa – Mutter, Tante Minna und ich, die
verstaubten Reste unserer einst so vielköpfigen, lebhaften Fa-
milie –, so wie wir jeden Mittag auf ihn warteten: fünf Minu-
ten vor der Zeit, damit das Essen um Punkt eins aufgetragen
werden konnte. Auf keinen Fall durfte es zu einer Verzögerung
kommen, durfte Papas Tagesablauf durcheinandergeraten. Er
war heilig. Sein Tagesablauf. Und er selbst.

Als hätte er auf sein Stichwort gewartet, hörte ich, wie die
Tür des Durchgangs zum Behandlungszimmer aufging, und
im nächsten Moment erschien Papa im Türrahmen. Woh-
nung und Praxis lagen auf derselben Etage, aber genauso gut

hätten es zwei verschiedene Planeten sein können. Stumm nahm Papa am Kopfende des Tisches Platz. Er öffnete die unteren Knöpfe der Weste, stützte den Ellenbogen ab und massierte sich mit Daumen und Zeigefinger die Nasenwurzel.

»Wir freuen uns ebenfalls, dich zu sehen«, äußerte Mutter in ihrer unnachahmlichen Art. Irritiert hob Papa den Kopf, als bemerkte er erst jetzt unsere Anwesenheit.

»Ähem, gewiss«, sagte er.

Die Wohnung war mit wuchtigen dunklen Möbeln eingerichtet, dazu schwere Vorhänge und Stofftapeten, als hätte es die Wiener Werkstätte oder den Secessionsstil nie gegeben. Drüben, bei Papa, sah es nicht anders aus. Derselbe muffige Charme aus dem vorigen Jahrhundert. Solange ich mich erinnern konnte, hatte sich die Einrichtung in beiden Räumlichkeiten nicht verändert. Ebenso wenig wie Papa. Es war erstaunlich: Der Mann, der als *der* Arzt der Moderne galt, war gleichzeitig der unmodernste Mensch überhaupt.

Die Tür öffnete sich, und Fanni, unsere Haushälterin, trug den Hauptgang auf. Direkt. Keine Vorsuppe. Wir befanden uns im vierten Kriegsjahr. Mangels Einlage hätte die Suppe ohnehin nur aus heißem Wasser bestanden. So betrachtet, war es nicht von Nachteil, dass der Hausstand geschrumpft war. Es gab weniger hungrige Mäuler zu stopfen.

Mathilde und Sophie waren verheiratet. Lebten bei ihren Ehemännern, mit ihren Ehemännern und für ihre Ehemänner. Frauen tun so etwas. Mutter beispielsweise. Meine Brüder hingegen – Martin, Oliver und Ernst – befanden sich im Krieg. Blut statt Blutsbande. Furchterregend.

Auch wenn ich um alle gleichermaßen bangte, Ernsts Weggang hatte mich am meisten getroffen. Nicht nur altersmäßig stand er mir von den Brüdern am nächsten. Er war es, der

darauf geachtet hatte, dass die jüngste Schwester mittun durfte, wenn die anderen im Park Verstecken spielten, wenn in der Sommerfrische eine Wanderung oder ein Tag am See geplant waren. »Das Annerl kommt mit, basta!«

Stundenlang lag er mit mir auf dem Parkett im Herrenzimmer, in dem Papa seine wöchentliche Tarockrunde empfing. Ich hatte nie gern mit Puppen gespielt, stattdessen errichteten wir aus Bauklötzen Türme von schwindelerregender Höhe, konstruierten Hausdächer in gewagten Winkeln und Schlösser, die sich nur ein Märchenprinz ausgedacht haben konnte. Es nahm kein Wunder, dass Ernst Architektur studierte, erst hier in Wien, später dann in München. Bis der Krieg kam.

Papa griff nach dem Besteck, wünschte allen ein »Wohl bekomm's« und führte den ersten Bissen zum Mund – er war angekommen. Auf ein Tischgebet oder einen Segensspruch wurde verzichtet. Papa bezeichnete sich gern als »gottlosen Juden«, und das einzige Gebot, an das er sich hielt, war, dass er sich an kein Gebot hielt. Gerade setzte er zu einer seiner Geschichten an – seiner bereits vielfach gehörten Geschichten.

»Heute Nacht habe ich von mir als Bub geträumt, außerdem von Mutter. Dass sie mich stets ihren ›goldenen Sigi‹ genannt und anders als all meine Geschwister behandelt hat. Sogar die Mahlzeiten nahm ich abseits von ihnen ein. Allein, um Punkt eins, keine Minute früher, keine später.«

Ich blickte von Papa zu Mutter, dann zu Tante Minna und wieder zurück. Letztlich hatte sich nicht viel verändert. Weiter stand das Essen täglich um ein Uhr auf dem Tisch: pünktlich, keine Minute früher, keine später. Papa aß zwar nicht mehr allein, aber ich fragte mich, ob das einen Unterschied machte – oder bedurfte es zum Monologisieren eines Publikums?

»Zweifellos hegte Mutter die Hoffnung«, ein mildes Lächeln erhellte seine Züge, »ihr unbestrittener Liebling werde sich einmal einen Namen machen.«

Mutter und Tante Minna, neben ihm, kauten mit gleichmäßigen Bewegungen das zerfaserte Lauch- und Selleriegemüse, das in diesen Tagen fast täglich auf dem Speisezettel stand. Kauten, schluckten und schwiegen.

»Mutters Motive waren nicht gänzlich uneigennützig«, fuhr Papa fort, »unverschuldet war die Familie in finanzielle Nöte geraten, und mir oblag die ehrenvolle Aufgabe, sie aus dem gesellschaftlichen Abseits zurück ins Sonnenlicht gutbürgerlicher Anerkennung zu führen. Darum nahm man sehr viel Rücksicht auf mich. Sogar das Klavier deiner Tante Anna«, er nickte mir zu, seine nächstjüngere Schwester und ich trugen denselben Namen, »wurde aus der Wohnung entfernt, weil man der Meinung war, der Übungslärm könnte mich bei der Erledigung meiner schulischen Pflichten stören.«

»Setz dich gerade hin, Anna.« Mutters Stimme unterbrach Papas Ausführungen. »Ein krummer Rücken macht keinen hübscheren Menschen aus dir.«

Für einen Moment herrschte Stille. Nur das Ticken der Uhr auf dem Vertiko war zu hören. Zweifelsohne war ich nicht ihr »goldenes Annerl«. War es nie gewesen und würde es niemals sein. Nach mir war Mutter nicht mehr schwanger geworden. Ich war naiv genug gewesen, sie danach zu fragen. Sie hatte das Handtuch, das sie gerade faltete, zur Seite gelegt und mich direkt angeblickt. »Irgendwer kommt immer zu spät«, hatte sie gesagt. Nein, Mutter wollte schon *vor* mir nicht mehr schwanger werden.

Ich fragte mich, ob ich es besser oder weniger gut als Papa angetroffen hatte. Er war der König, von klein auf. Falls ich

je Prinzessin werden wollte, müsste ich es aus eigener Kraft schaffen, meinen eigenen Weg gehen – ich zuckte mit den Schultern –, wie immer der aussehen mochte.

»Herrje, der sieht ja zum Fürchten aus!« Fanni war hereingekommen, um den Hauptgang ab- und die Nachspeise, Tante Minnas legendäre Topfenknödel, aufzutragen. Das Esszimmer ging nach vorn, zur Berggasse, hinaus, und sie hatte einen Blick aus dem Fenster geworfen.

»Wer?«, fragten Mutter und Tante Minna unisono. Alles, was das Haus, die Wohnung, die Nachbarn und den Haushalt anging, fiel in ihren Bereich.

»Der komische Kerl, drüben, auf der anderen Straßenseite. Es schaut aus, als würd' er Löcher in die Luft starren.«

Papa runzelte die Stirn. Der Dienstbotenklatsch interessierte ihn nicht. Das Mittagsmahl mit uns drei Frauen auch nur bedingt. Ich wusste, er sehnte sich nach der nachmittäglichen Zigarre und seinem Arbeitszimmer – nach *seinem* Bereich –, bevor er sich zu seinem täglichen Spaziergang aufmachte. Um Punkt drei säße er wieder im Behandlungszimmer, um mit dem nächsten Patienten zu sprechen: keine Minute früher, keine später. Als Mutter und Tante Minna die Stühle zurückschoben und ans Fenster traten, nutzte er die Gelegenheit, murmelte »Ihr entschuldigt mich« und verschwand.

»Den hab' ich noch nie gesehen«, sagte Tante Minna. Auch Mutter schüttelte den Kopf. »Nein, der wär' mir aufgefallen, mit dieser seltsamen schwarzen Brille.«

Ich merkte auf. Niemand trug im Winter eine schwarze Brille – die Zeiten waren ohnehin düster genug –, es sei denn, er litt unter einer Augenerkrankung. Ich stand auf und stellte mich ebenfalls ans Fenster. Die Fensterbank, zwischen innerer

und äußerer Scheibe, war mit Kissen ausgestopft gegen den eisigen Wind.

Unten, auf der gegenüberliegenden Straßenseite, tippte ein Mann in langem Mantel, nur wenig älter als ich, schmal, dunkelhaarig, mit seinem Stock an die Bordsteinkante. Anscheinend wollte er die Straße überqueren. Selbst auf die Entfernung fiel seine alabasterne Blässe auf. Sie stand in deutlichem Kontrast zu seinem scharf gescheitelten Haar und dem Oberlippenbart. Er drehte die Schultern nach rechts und horchte konzentriert in die andere Richtung, lauschte auf ein nahendes Automobil oder eine Droschke. Aber dann schien ihn etwas abgelenkt zu haben, denn anstatt die Straße zu überqueren, legte er den Kopf in den Nacken, das Gesicht zu uns gewandt. Langsam nahm er die Brille mit den getönten Gläsern ab. Narbengewebe umgab seine Augen wie ein Strahlenkranz. Ich wich einen Schritt zurück.

Er war blind, aber seltsamerweise nur zeitweilig. Papa hatte es mir erzählt, als er mir ein paar Wochen zuvor sein ... sein »Angebot« unterbreitet hatte, von dem ich immer noch nicht recht wusste, was ich davon halten sollte.

Der Mann auf dem Trottoir hieß Stadlober und war sein Patient und wohl auch meiner – inzwischen berichtete Papa mir regelmäßig von ihm, von seiner Blindheit, sodass ich bereits eine Menge über ihn gehört, ihn aber noch nie zu Gesicht bekommen hatte. Genauso wenig wie er mich. Selbst wenn in diesem Moment seine Sehkraft zurückgekehrt wäre – etwas, was laut Papa jederzeit geschehen konnte: »Man weiß nie genau, wann er sieht und wann nicht« –, er konnte mich durch die spiegelnde Scheibe unmöglich bemerkt haben. Dennoch beschlich mich das Gefühl, ertappt worden zu sein.

ANMERKUNGEN DES AUTORS

»Ich glaube nicht, dass ich ein gutes Thema für eine Biographie wäre – nicht genug *action!*« So Anna einst im Gespräch mit einem Bekannten.

Und des Weiteren: »Ich erlaube mir das Vorrecht, all die Gefühle, die dermaßen eng mit der Vergangenheit verknüpft sind, mit ins Grab zu nehmen.«

Zweifellos lag sie damit, wie so oft, ganz auf Linie ihres Vaters, der noch vor Abschluss des dritten Lebensjahrzehnts all die Aufzeichnungen, Briefe, wissenschaftlichen Exzerpte und Manuskripte seiner Arbeit vernichtete, um es künftigen Biographen – wie er grimmig genussvoll an seiner Zigarre ziehend seiner Verlobten Martha versprach – nicht allzu leicht zu machen, im Gegenteil: »Sie sollen sich plagen.«

Von daher verwundert es nicht, dass es gleich zwei große Leerstellen im Zusammenhang mit den beiden – möglicherweise – zentralen Ereignissen im Leben der historischen Anna Freud gibt. Zweiundzwanzigjährig unterzog sie sich bei ihrem Vater einer Analyse. Doch der Mann, der über sämtliche Therapien akribisch Buch führte, wich hier erstaunlicherweise von der ein Leben lang praktizierten Routine ab. Es existieren keine Aufzeichnungen der Sitzungen, die Anna zwischen 1918 und 1922 (und später noch einmal ab 1924) bei ihrem Vater absolvierte. Allerdings hinterließ dieser einen gewichtigen Hinweis: Es gelte, die Libido seiner Tochter aus deren Schlupfwinkel herauszutreiben, schreibt er in einem Brief an Lou Andreas-Salomé.

Nicht anders verhält es sich mit dem Verhör, dem sich Anna 1938, in Wien, im Gestapohauptquartier, tatsächlich

unterziehen musste. Mit Ausnahme einiger karger Fußnoten hat sie nie darüber gesprochen.

Warum also nicht aus der Not eine Tugend machen, überlegte ich, und den ohnehin überschaubaren Pfad biographischer Wahrheit lediglich als Möglichkeit und nicht als Maßstab verstehen? Schließlich schreibe ich – Geschichten.

Jedoch nicht immer. Und überall. Gleichzeitig arbeite ich als Psychiater. Und Psychotherapeut. Bin gewohnt, mich in die Gedanken- und Gefühlswelten anderer Menschen hineinzusetzen. Und so liegt *Ich bin Anna* eine, aus meiner Sicht, naheliegende Fragestellung zugrunde: Wie hätte Sigmund Freud die Sorge um die seelische Konstitution seiner jüngsten Tochter einerseits und deren bereits früh vorhandenes Interesse an seiner ›Sache‹ andererseits zusammenbringen können? Und umgekehrt: Was hätte Anna den Plänen des schier übermächtigen Vaters entgegenzusetzen gehabt? Die Idee einer ›Lernanalyse‹ war geboren – und damit Stadlober. In der Folge nahm ein Gedankenspiel seinen Lauf. Freudvoll. Wohlwissend, dass das Wahrscheinliche nicht immer das Wahre ist, wie es der Meister so treffend formulierte.

Aber – genau damit arbeiten Romane mit einem historischen Kontext: mit dem ›Wahrscheinlichen‹. Auch wenn Stadlober eine fiktive Figur ist, hat er dennoch eine Vorlage, und so zeichnet der Roman ein Doppelbild von ihm. In der fiktiven Wirklichkeit tritt er als junger Mann in einer Suchbewegung auf, in der historischen als A. H. Anna und Sigmund Freud und der spätere »Führer« haben mehrere Jahre lang zur selben Zeit in derselben Stadt gelebt, sodass eine Begegnung während oder kurz nach dem Ersten Weltkrieg zumindest möglich gewesen wäre.

An einer Stelle von *Ich bin Anna* wird Stadlober als »neuer Typ Mensch« bezeichnet. Im Zusammenhang mit den genannten Phänomenen der Massenpsychologie und des Todestriebes, einschließlich des damit einhergehenden Zerstörungswillens, ist festzuhalten, dieser Typ Mensch ist nicht aus der Welt verschwunden. Im Gegenteil, in beängstigender Aktualität tritt er in der gegenwärtigen Geopolitik immer häufiger und immer schamloser in Erscheinung, er versucht nicht einmal mehr, den Anschein von Humanität zu wahren.

Tatsächlich werden diejenigen, die mit der Vita von Anna und Sigmund Freud vertraut sind, bemerkt haben, dass ich mir im Hinblick auf ihre jeweiligen Lebensgeschichten und -umstände gewisse Freiheiten erlaubt habe.

Sehr deutlich wird dies am Beispiel von Annas erster persönlicher Begegnung mit Lou Andreas-Salomé, die ich um sieben Jahre nach vorn verlegt habe. Das Gedicht *Träume* entstand 1918 und nicht, wie von mir behauptet, 1914. Ob Anna ihre Englandreise allein oder in Begleitung Anna Hammerschlag Lichtheims, einer Freundin der Familie, antrat, oder doch von Mable Pring oder gar ihrer Cousine Rosi Winternitz begleitet wurde, hat sich mir trotz aller Recherche nicht erschlossen. Die ihr zugeschriebenen Räume in der Freudschen Wohnung hatte sie 1918 noch nicht bezogen; sie galten weiter als »Bubenzimmer« und wurden tagsüber von Minna Barnays genutzt. Anna übernahm sie erst drei Jahre später.

Sigmund Freud hatte nicht Ende 1917, sondern im Dezember 1914 nur zwei Patienten, wie er seinem Kollegen Ferenczi in einem Brief mitteilte. Das Drei-Instanzen-Modell der Psyche entwickelte er erst 1923 in seiner Schrift *Das Ich und das Es* und nicht bereits 1918. Der Architekt Felix

Augenfeld entwarf Freuds Spezialstuhl Anfang der Dreißigerjahre, sodass Freud 1918 definitiv nicht darauf gesessen hat.

Alles Beispiele für ›Berichtigungen des echten Lebens‹, wie sie nur ein Erzähler und kein Biograph vorzunehmen vermag. Vielleicht spiele ich damit Freud in die Karten, der einst prophezeite: »Jeder soll mit seinen Ansichten über ›die Entwicklung des Helden‹ recht behalten, ich freue mich schon, wie die sich irren werden.«

In der Tat liegt das Sich-Irren in der Natur des Menschen. Und so behauptet der Begründer der Psychoanalyse im Hinblick auf die Zuverlässigkeit von Erinnerungen völlig zu Recht: »... biographische Wahrheit ist nicht zu haben, und wenn man sie hätte, wäre sie nicht zu brauchen.«

Zwei Beispiele für diese Theorie: Martin Freud schreibt in seinem Buch *Mein Vater Sigmund Freud*, er sei am 13. März 1938 von der SA in seiner Kanzlei überfallen worden. Sein Vater hingegen vermerkt in der *Kürzesten Chronik*, jenes Ereignis habe zwei Tage später stattgefunden.

Paula Fichtl, langjährige Hausangestellte der Freuds, ist sich sicher, Annas Verhör habe in der Berggasse 7, in den Räumen des *Psychoanalytischen Verlags*, stattgefunden. Anna selbst dagegen gibt an, sie sei im *Hotel Métropole* verhört worden.

Widersprüche, die dem Romancier zupasskommen, zeigen sie doch, dass es durchaus Raum für eigene ›Wahrheiten‹ gibt.

Zwar bildet der Inhalt der im Quellenverzeichnis genannten Bücher, ebenso wie der zahlreicher weiterer gedruckter und virtueller Quellen – deren AutorInnen und HerausgeberInnen ich nicht genug danken kann, da ohne ihre Arbeit *Ich bin Anna* nicht hätte entstehen können – den Ausgangspunkt vorliegenden Werkes. Dennoch ist es, wie bereits erwähnt, ein Roman, sprich Ergebnis meiner Vorstellungskraft.

Um einen ungestörten Erzählfluss zu gewährleisten, sind im Text direkte oder indirekte Zitate, im Original oder leicht verändert, nicht extra gekennzeichnet. Zum Teil wurden sie aus dem Zusammenhang gerissen, neu kombiniert und an anderer Stelle platziert. Eine Technik, die ich bereits in meinen Büchern *Wenn Martha tanzt*, *Ein neues Blau* und *Julius oder die Schönheit des Spiels* angewandt habe.

Es bleibt zu hoffen, Sie sind mir erneut mit interessierter Neugierde in die Welt der ›faction‹ gefolgt, wie die Kolumnistin, Modedesignerin und ehemalige Chefredakteurin der amerikanischen Ausgabe der *Vogue*, Diana Vreeland, es einst so treffend formuliert hat.

QUELLEN

Die folgenden Werke waren bei der Abfassung des Romans unverzichtbar:

- Giefer, M., Tögel, C. (Hrsg.): *Sigmund Freud, Die Kalendereinträge von 1916–1918*, Stroemfeld, Basel/Frankfurt a. M. 2016
- Meyer-Palmedo, I. (Hrsg.): *Sigmund Freud/Anna Freud – Briefwechsel 1904–1938*, S. Fischer Verlag, Frankfurt a. M. 2006
- Spreitzer, B. (Hrsg.): *Anna Freud, Gedichte-Prosa-Übersetzungen*, Böhlau Verlag, Wien, Köln, Weimar 2014
- Young-Bruehl, E.: *Anna Freud: eine Biographie, Teil 1, Die Wiener Jahre*, Wiener Frauenverlag, Reihe Frauenforschung, Band 30, Wien 1995

Diese Bücher haben sich als ausgesprochen hilfreich erwiesen:

- Appignanesi, L., Forrester, J.: *Die Frauen Sigmund Freuds*, List, München 1994
- Berthelsen, D.: *Alltag bei Familie Freud – Die Erinnerungen der Paula Fichtl*, Hoffmann und Campe, Hamburg 1987
- Coles, R.: *Anna Freud oder der Traum der Psychoanalyse*, S. Fischer Verlag, Frankfurt a. M. 1995
- Engelman, E.: *Sigmund Freud – Wien IX., Berggasse 19*, Christian Brandstätter Verlag, Wien, 3. Auflage 2016
- Etzlsdorfer, H., Nömaier, P. (Hrsg.): *Freud wörtlich – Zitate und Aphorismen*, Christian Brandstätter Verlag, Wien 2011
- Freud, A., Grubrich-Simitis, I. (Hrsg.): *Sigmund Freud – Werkausgabe in zwei Bänden*, Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt a. M. 2006
- Freud, E., Freud, L. (Hrsg.): *Sigmund Freud – Briefe 1873–1939*, S. Fischer Verlag, Frankfurt a. M. 2006, 4. Auflage 1980
- Freud, E., Freud, L., Grubrich-Simitis, I. (Hrsg.): *Sigmund Freud – Sein Leben in Bildern und Texten*, Suhrkamp Taschenbuch Verlag, Frankfurt a. M. 2006
- Freud, E. (Hrsg.): *Sigmund Freud/Arnold Zweig Briefwechsel*, S. Fischer Verlag, Frankfurt a. M. 1969
- Freud, M.: *Mein Vater Sigmund Freud*, Mattes Verlag, Heidelberg 1999
- Freud, S.: *Über die Psychogenese eines Falles von weiblicher Homosexualität*, Inktank publishing 2018
- Gay, P.: *›Ein gottloser Jude‹ – Sigmund Freuds Atheismus und die Entwicklung der Psychoanalyse*, S. Fischer Verlag, Frankfurt a. M. 1988

- Gay, P.: *Freud – Eine Biographie für unsere Zeit*, Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt a. M. 4. Auflage 2016
- Grubrich-Simitis, I. (Hrsg.): *Sigmund Freud ›Selbstdarstellung‹ – Schriften zur Geschichte der Psychoanalyse*, S. Fischer Verlag, Frankfurt a. M. 1989
- Hartmann, C. et al. (Hrsg.): *Hitler, Mein Kampf: Eine kritische Edition*, Institut für Zeitgeschichte, München-Berlin 2016
- Heise, J.: *Freud ABC*, Reclam Verlag, Leipzig 2001
- Johler, B., Sommer, M., Steiner, A.: *Anna Freud in Wien – Ein Rundgang zu Orten der Psychoanalyse*, Turia + Kant, Wien 2016
- Klemann, M. (Hrsg.): *Lou Andreas-Salomé, In der Schule bei Freud – Tagebuch eines Jahres 1912/13*, Medien Edition Welsch, Taching am See 2017
- Leidinger, H., Rapp, C., Mosser-Schuöcker, B.: *Freud, Adler, Frankl – Die Wiener Welt der Seelenforschung*, Residenz Verlag, Salzburg-Wien 2022
- Leupold-Löwenthal, H., Lobner, H., Scholz-Strasser, I. (Hrsg.): *Sigmund Freud Museum – Wien IX., Berggasse 19*, Verlag Christian Brandstätter, Wien, 4. Auflage 2012
- Marcuse, L.: *Sigmund Freud – Sein Bild vom Menschen*, Kindler, München 1964
- Meyhöfer, A.: *Eine Wissenschaft des Träumens – Sigmund Freud und seine Zeit*, Knaus, München 2006
- Pessler, M. (Hrsg.): *›Der Wohnung geht es gut‹ – Die Freuds in der Berggasse 19*, Sigmund Freud Museum Wien 2017
- Pessler, M., Finzi, D. (Hrsg.): *Freud, Berggasse 19 – Ursprungsort der Psychoanalyse*, Hatje Cantz Berlin/ Sigmund Freud Museum Wien 2020

- Peters, U.: *Anna Freud – Ein Leben für das Kind*, Kindler, München, 2. Auflage 1979
- Roudinesco, E., Plon, M.: *Wörterbuch der Psychoanalyse – Namen, Länder, Werke, Begriffe*, Springer Verlag, Wien 2004
- Salber, Wilhelm: *Anna Freud*, Rowohlt Taschenbuch Verlag, Hamburg 1985
- Salber, W.: *Sigmund und Anna Freud – Eine Doppelbiographie*, Bouvier, 2. Auflage 2006
- Schmidt-Hellerau, C. (Hrsg.): *Sigmund Freud – Das Lesebuch*, S. Fischer Verlag, Frankfurt a. M. 2006
- Schorske, C.: *Wien – Geist und Gesellschaft im Fin de Siècle*, Molden Verlag, Wien, Graz, Klagenfurt 2017
- Spiegel, Der: 12. Jahrgang, Nr. 51, Hamburg 16. Dezember 1959
- Stone, I.: *Der Seele dunkle Pfade – Ein Roman um Sigmund Freud*, Droemersch Verlagsanstalt, München/Zürich 1971
- Storr, A.: *Freud*, Herder, Freiburg 1999
- Weiß, E.: *Ich – der Augenzeuge*, Verlag tredition, Hamburg 2012

Internet:

https://www.youtube.com/watch?v=7_NFNqWNq_c&t=1466s (Arte Doku)

<https://www.zeit.de/2006/09/F-Hund/komplettansicht>

<https://www.tagesspiegel.de/kultur/die-musik-der-sprache-3724183.html>

<https://www.deutschlandfunk.de/jahre-des-werbens-und-leidens-100.html>
<https://www.dhm.de/lemo/kapitel/erster-weltkrieg/kriegsverlauf/somme-1916.html#:~:text=Die%20Schlacht%20an%20der%20Somme%201916&text=Um%20die%20bei%20Verdun%20bedr%C3%A4ngten,der%20britischen%20Geschichte%20gegeben%20hatte.>
<https://www.ad-magazin.de/article/genie-spleen-sigmund-freud>
<https://www.tabularasamagazin.de/ein-frauenzimmer-von-gefaehrlicher-intelligenz-sigmund-freud-ueber-lou-andreas-salome/>
<http://www.freud-biographik.de/Sofia%20-%20Conference%20Proceedings.pdf>
<https://unipub.uni-graz.at/obvugrhs/download/pdf/6235673?originalFilename=true, S. 20>
https://www.freud-museum.at/de/blogbeitraege-details/articles/freud_covid
<http://www.psychanalyse.lu/articles/AnnaFreudSchlagephantasie.htm>
<http://www.freud-biographik.de/vorbio2.htm>

und darüber hinaus viel Wikipedia ...

DANK

Mein tief empfundener Dank gilt Klaus Kluge, meinem Agenten, sowie Gunnar Cynybulk, meinem Verleger, die einen längst versunken geglaubten Schatz gehoben haben.